



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Pfalz, Franz: Dichterefreundinnen : 3. Die Titanide : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Patrioten auf dem Wege waren, trotz aller Verwicklungen und Verworrenheiten die Gedanken zu finden, welche den Bann lösen sollten, der seit Jahrhunderten die selbständige nationale Entwicklung des deutschen Volkes in Fesseln hielt.



## Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

### 3. Die Titanide.

(Schluß.)



n dem Maße, wie die Leidenschaft von ihr wich, näherte sich Charlotte ihrem Manne wieder. Im Frühjahr 1790 eilte der Major nach Frankreich zurück, bereit, in den bereits ausgebrochenen politischen Stürmen für das Königtum zu kämpfen. Er fand das Regiment Royal Suède, zu dem er gehörte, aufgelöst, aber er verschaffte sich Zutritt zum Könige und bot seine Dienste an. Durch Graf von Ferseu, seinen früheren Chef, wurde ihm bedeutet, daß er gerufen werden solle, sobald es Zeit sei, bis dahin aber solle er, um keinen Verdacht zu erregen, nicht in Frankreich bleiben. So kam er nach Weimar zurück und wartete auf den Ruf, aber vergeblich. Ohne Amt, ohne jede ernste Thätigkeit vergeudete er seine Tage im Kreise der Seinen und am Hofe. Unterdessen sank das Vermögen der Familie immer mehr zusammen. Der Präsident führte den kostspieligen Prozeß weiter und beteiligte sich an gewagten Spekulationen, wie an dem Ankaufe von Salinen und Hüttenwerken in Frankreich. Charlotte widmete sich, um ihre Gedanken auf einen festen Punkt zu richten, mit besonderer Sorgfalt ihren Kindern, denn zu dem Sohne Fritz war in dem Leidensjahre 1790 noch eine Tochter gekommen. Der Hauslehrer, welchen Schiller ihr für Fritz empfahl, war der Dichter Hölderlin aus Schwaben. Die Wahl war nicht glücklich. Hölderlin, in dessen ungemein zartbesaitetem und reizbarem Geistesleben schon damals krankhafte Störungen als Vorboten des spätern Wahnsinns aufzuckten, paßte nicht zu ihr, und sie nicht zu ihm, am wenigsten aber eignete er sich zum Erzieher. Dies sah er selbst ein, und Frau von Kalb erkannte es auch, aber sie hielt ihn fest, so lange sie konnte, weil sie sich gewöhnt hatte, ihn wie einen der Ihrigen mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen. Hölderlin verehrte sie wie ein höheres Wesen, und manches in seinem Hyperion, dessen

erste Ausarbeitung in diese Zeit fällt, erinnert an ihren Einfluß. Nachdem er etwa ein Jahr in ihrem Hause zugebracht hatte, Ende 1794, schied er von ihr.

In dieser ruhigeren Zeit ihres Lebens erhielt Frau von Kalb manche Beweise von Achtung und Freundschaft aus dem engeren Kreise der hervorragenden Weimariſchen Männer und Frauen. Bei der Herzogin-Mutter war ſie immer gern geſehen; wie Schiller, ſo begegnete ihr auch Goethe mit herzlichſter Höflichkeit und hoher Achtung, ihre Begeiſterung für ſeine Iphigenie machte ihm Freude, und in teilnehmender Weiſe erkundigte er ſich nach ihr. Die arme Frau mußte daran denken, ihre ganze Familie, den Mann dazu, zu ernähren, eine ſchreckliche Ausſicht, da ihr Augenlicht immer mehr ſchwand. Schon im Jahre 1794 ſuchte ſie durch Vertrieb von Wein etwas zu gewinnen, Goethe ſollte ihr dabei helfen, und er bemühte ſich treulich, Kunſtſchaft für ſie anzuzuworben.

In dieſer Zeit, als geiſtige Vereinsamung, zunehmendes Augenleiden und der Verfall des Vermögens die geniale Frau immer tiefer zur gemeinen Wirklichkeit herabzogen, geriet ſie, die Fünfunddreißigjährige, noch einmal in den Strudel der Seelenfreundschaft und der leidenschaftlichen Liebe. Daß dieſe zu einer neuen Niederlage führen mußte, war vorauszuſehen. Im Juni 1796 kam Jean Paul Friedrich Richter nach Weimar. Der ſentimentale Satiriker, der in Ahnungen verhüllte ewige Jüngling mit der unerſchöpflichen Phantafie und der unüberſehbaren Belesenheit hatte durch ſeine wunderlichen Romane außerordentliches Aufſehen gemacht, beſonders die literaturbeſiſſenen Damen im mittleren Alter waren außer Rand und Band vor Entzücken. Es gab deren viele, die dem erſten Flügelschlage der klaſſiſchen Dichtung mit klopfendem Herzen gelauscht, vielleicht ſelbſt im Rate der Dichter geſeſſen hatten und nun, erſchreckt von dem kritiſchen Zeitalter Kants, Fichtes und der Romantiker, vor dem „Triebſande der Zeit“ in ihr Inneres geflüchtet waren. Dieſe begrüßten Jean Paul als den Apoſtel der Innerlichkeit, als den Seher, als den Prieſter der Religion des Wahren, Guten und Schönen, und zwar mit einer ſolchen Zärtlichkeit, daß er ſich ihrer kaum erwehren konnte. Fürſtinnen ſandten ihm ſelbſtgefertigte Geſchenke neſt innigen Grüßen, eine ganze Schaar adlicher Damen überhäufte ihn mit Geſtändniſſen der zärtlichſten Hingebung. Die meiſten beriefen ſich auf Heſperus als diejenige Dichtung, welche die Begeiſterung in ihrem Herzen entflammt habe. Der arme Schulmeiſtersſohn that, was er in der Fülle ſeines Idealismus und ſeines bürgerlich ehrſamen Gemütes thun konnte: er umwand die Damen mit den Blumenketten ſeiner ſchlagsfertigen Phantafie, ſtudierte ſie als die Vorbilder zu neuen Romanen, ruhte von Zeit zu Zeit an ihrem Herzen aus und ſtrebte, wie von einer unwiderſtehlichen Naturnotwendigkeit getrieben, den idylliſchen, profaiſch einfachen Verhältniſſen zu, aus denen er hervorgegangen war. Julie von Krüdener, Joſephine von Sydow, Charlotte von Kalb, Emilie von Berlepiſch und Karoline von Feuchtersleben waren unter der großen Menge

von Verehrerinnen diejenigen, welche ihm persönlich am nächsten traten. Die drei ersten waren verheiratet, und außer Karoline von Feuchtersleben sind alle als Schriftstellerinnen aufgetreten. Mit allen hat der Dichter des Hesperus einen kleinen Roman durchgespielt, mit zweien hat er sich in der Übereilung verlobt, aber möglichst bald das Band wieder gelöst und sich endlich mit Karoline, der Tochter des Obertribunalrates Mayer in Berlin, verheiratet, einem schlichten, von aller Phantasterei weit entfernten Mädchen. Jean Paul erscheint in diesen Beziehungen zur Frauenwelt unreif und unmännlich, wenn sich auch vieles mit der Thorheit der nicht mehr jungen Damen und mit seinem Bestreben, Studien zu machen, entschuldigen läßt. Die Auflösung seiner Verlobung mit Karoline von Feuchtersleben, die sich erst mit ihrer ganzen adelstolzen Familie hatte verfeinden müssen, ehe sie ihm ihre Hand zusagen konnte, war im Grunde doch nichts andres als ein schmähhcher Verrat.

Charlotte von Kalb hatte schon im Februar 1796 an Jean Paul geschrieben, um ihm ihre Wertschätzung auszudrücken. Aus dem warmen Tone aufrichtiger Höflichkeit ward bald Vertraulichkeit, und schon die zweite Zuschrift endet mit der Wendung: „Nicht wahr, niemand, niemand sieht meine Briefe?“ Bald kam er selbst. Der Gedanken- und Gefühlsaustausch begann, aber er blieb noch immer im untadeligen Reiche des Idealen, denn wenn Charlotte zuweilen im Fluge der Begeisterung ihren Freund mit „du“ anredet und ausruft: „Um Gotteswillen, zeige dich keinem andern als mir, alle, die dich fassen, werden für dich sterben wollen. Nein, nein, sie [die Welt] soll ihn nicht haben, oder ich will vergehen; ich will erst vernichtet sein, dann kann sie ihn haben!“ so darf das nicht Wunder nehmen, war sie doch die unveränderliche Tochter der Sturm- und Drangzeit. Jean Paul war nur vier Wochen in Weimar, und drei von diesen verbrachte Charlotte in Jena, wo sie eine kranke Freundin pflegte. Was sie in der Freundschaft suchte, drückt sie sehr gut in dem Abschiedsbriefe aus, den sie Jean Paul nach Weimar schreibt: „Wenn ich Sie nicht wiedersehe, so weiß ich doch nun das Wesen zu finden, dem ich meine geheimsten Gedanken und Gefinnungen mitteilen kann. Was gleich einer Ephemere nur in mir lebte, mit dem Sonnenblicke entstand, am Abend vergangen war, erhält nun ein zweites, längeres Leben, wenn ich es dem sage, der mich versteht, mich berichtigt, wo ich irre, mir auch die Schätze seines Geistes vertraulich mitteilt.“ Als sie den Freund in Hof wußte, suchte sie ihn für ihre kaufmännischen Unternehmungen zu interessiren. Bald aber trat eine Entfremdung ein. Charlotte liebte nur eine gewisse Seite der Jean-Paulschen Schreibweise: das Phantastische, Bilderreiche, Ahnungsvolle, Religiöse, dagegen stieß sie das Späßhafte und Satirische entschieden ab. Herders Widerwille gegen diese tragikomischen Schattenbilder des Lebens, Schillers und Goethes sehr kühle Beurteilung der Jean-Paulschen Muse konnte sie darin nur bestärken. Überdies war Jean Paul anderwärts angenehm beschäftigt. Erst ließ er sich die Huldigungen der Frau von Krüdener

gefallen, dann, im Juni 1797, ward er ganz von den weichen Fesseln der lebenswürdigen Schriftstellerin Emilie von Berlepsch umstrickt, die von ihrem Manne geschieden war und Heilung für ihr tiefverwundetes Herz in einer idealen Liebe suchte. Was nur irgend eine Verehrerin ihrem Ideale, eine Liebende dem Geliebten sagen kann, das sagt sie Jean Paul. Er ist ihr eine unvergeßliche Erscheinung aus jener verschleierte, selig geahnten Welt, der Freund ihres wahren Selbst, der geliebteste, der ganz die Liebe kennt, womit sie ihn liebt, mehr ein Genius, als ein Mensch. Ihr Geist beugt sich vor dem seinigen, den sie hoch auf glänzenden Flügeln schweben sieht, daß es ihr scheint, als dürfe er sich kaum niederlassen und etwas dauernd berühren, viel weniger von ihr, der Liebenden, gefesselt werden. In Leipzig, wohin er ihr zugefallen von Hof aus gekommen war, ergoß sich das Übermaß ihrer Liebe über ihn; sie war bereit, ihr ganzes Vermögen für ihn hinzugeben, nur um ihn glücklich zu wissen, und wenn er an der ewigen Harmonie ihrer Seelen zweifelte, so verfiel sie in Krämpfe und Ohnmachten. In dieser Bedrängnis ging sein Inneres, wie er sagt, auseinander; er versprach ihr die Ehe, aber fast unmittelbar darauf nahm er sein gegebenes Wort zurück, und nach zwei „aus der glühendsten Hölle gehobenen Tagen“ war er wieder frei. Aber Emilie krankte an ihrer Liebe. Er macht mit ihr eine Reise nach der sächsischen Schweiz, um sie zu zerstreuen. Vergebens; sie geht nach Schottland, allein sie kommt noch elender zurück, als sie gegangen ist, und beruhigt sich nur einigermaßen, als Jean Paul, im Begriffe, sich mit Karoline von Feuchtersleben zu verloben, ihr zusagt, daß er sie nach seiner Verheiratung zu sich nehmen wolle. Sich und alles, was sie besitzt, will sie in seine Hände geben, will nichts thun als leben, lieben und sich lieben lassen. Dies hindert sie aber nicht, sich (im Mai 1801) mit einem mecklenburgischen Gutsbesitzer zu verloben, und so wurde endlich der gordische Knoten auf die einfachste Weise gelöst.\*)

Schon die erste Hälfte dieses Abenteuers, die sich im Winter 1797 bis 1798 in Leipzig abspielte, hätte Jean Paul mahnen sollen, exzentrischen Frauen gegenüber auf seiner Hut zu sein. Aber davon war er noch sehr weit entfernt. Die Korrespondenz mit Frau von Kalb erhält nach einigen Unterbrechungen wieder einen neuen Aufschwung, und der Major außer Dienst nimmt warmen Anteil an der Seelenfreundschaft seiner Gattin. Charlotte schreibt gemessen, zuweilen etwas stolz zurückhaltend, doch macht sie aus ihrem Ärger über Emilie von Berlepsch kein Hehl. „Wenn es auch wahr ist — schreibt sie ihm — daß Sie Charlotte über diese Minerva, Venus, Ninon und Sappho vergessen und ganz entbehren können, so soll sie doch dieses Glaubens noch nicht leben.“ Am 26. Oktober 1798 siedelte Jean Paul nach Weimar über, um dieselbe Zeit also, als die Berlepsch nach Schottland reiste; wenige Tage darauf kehrte auch Char-

\*) Paul Herrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen, S. 145 ff.

Lotte von Kalbsrieth, wo sie mit ihrem Manne den Sommer zugebracht hatte, dahin zurück. Der Major kam bald nach. Und nun begann der verhätschelte Dichter des Hesperus mit der halbblinkenden, sorgenbeladenen Frau fast unter den Augen ihres podagrafranken und geistig gebrochenen Mannes jenes frevelhafte Liebespiel, das die Schwärmerin noch einmal an den Rand des Wahnsinns drängte. Charlotte stürzte sich rückhaltslos in die neue Leidenschaft. Die Billets, welche sie im Dezember 1798 Tag für Tag an den zärtlichen Freund abgehen ließ, sind Zeugnis genug dafür. „Am Montag war es mir, als sähen Sie Geister. Den Dienstag habe ich nur vegetirt. Es hat mir auf keiner Redoute noch so wohlgefallen, wie auf der letzten; wenn es so fort geht, will ich doch sehen, wie jugendlich ich in vierzig Jahren sein werde. . . . Ich gehe mit leichtem Schritte den Berg hinan, denn die Wahrheit, die Liebe und die Begeisterung begleiten mich. . . . Ich fange an zu zittern, und Todeskälte umfaßt mich. Ich kann nichts thun, bis ich weiß, ob Sie den Abend kommen. Schreiben Sie bald, damit ich weiß, ob ich auch schreiben und arbeiten kann. Oder ob — ach — denke dir das Widrigste, das ist es. Die Billets, die so spät kommen, sind immer Todesboten. . . . Meine Seele wird ruhig sein. Sie werden von nichts hören, als was von der Wahrheit, der Güte kommt. Ich will dann auch lange keinen Besuch von Ihnen erwarten; so wollen auch Sie mich nie wieder sehen. . . . Ich habe kein Auge geschlossen. Diese Stelle in dem Billet »Warum erlaubst — die Bedingungen — zeigen kann« hat mir alle Raft genommen. Hab ich denn diese Bedingungen je gefordert — nenne sie mir, damit ich es beantworten kann. . . . Ich habe heftiges Kopfschmerz. Ich wünschte, daß mir dieses Rätsel endlich gelöst würde. Ich bin auch fest und gehe von keiner Wahrheit, keinem Vorsatz und keiner Überzeugung ab. Ewig will ich sein, was ich bin — und mein Herz und meine Seele, meine Natur nie, nie wieder verleugnen! . . . »Daß ich meine Lippen auf die Wunden deines Herzens legen werde. Sei still, liebe Seele!« Ich habe seit gestern um zehn Uhr nichts anderes gedacht. »Werde ruhig und hoffend!« Bei der ewigen Wahrheit, bei meiner Seligkeit, ich will es werden. Prüfe dich nur, was deine Liebe für mich dir ist. Ob sie deinem Herzen unentbehrlich ist, ob sie unendlich ist. Es ist mir, als hörte ich nur meine Liebe. . . . Von einem mächtigen Geiste vernichtet zu werden, ist viel erhabener als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von dir nicht leben und nicht sterben. Heiliger Gott, gib deinem Unsterblichen alles — alle die Seligkeit, die deine Erschaffenen entbehrten, alle die Seligkeit, die sie verkennen! Gib ihm mein Herz, gib ihm meine Bönne! Laß mich nur in seiner Nähe, daß ich sein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um ihn. . . . Ach komm, ich beschwöre dich um meine Seligkeit, komm jetzt, du wirst Ruhe finden. Laß mich nicht in den fürchterlichen Leiden allein. Bis den Abend kann ich's nicht tragen. . . . Kommen Sie ja!

Sie müssen mich hören! Ich schreite fort, ich bin unveränderlich bis in Tod! Bis in Tod!"

Und was sagte der angebetete Dichter zu alle dem? Er schreibt an seinen Freund Otto am 28. Dezember 1798: „Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. Jene Frau — künftig heiße sie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue —, die von Weimar zuerst an mich schrieb, die ich dir bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie du weißt, einmal eine Szene hatte, wo ich (wie in Leipzig) im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten. Nimm meinen Leichtsinns nicht falsch. Weiter! Die alte Lebensweise kehrte bald um, nur verklärter. Kurz, nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet sie tief und höher als die Berlepsch und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau — und als der Widerschein dieser Altarsflamme auf mich fiel, sagte sie es mir geradezu. Im Lenz, im Lenz! Mit drei Worten! O, ich sagte der hohen, heißen Seele einige Tage darauf Nein! Und da ich eine Größe, Glut, Beredsamkeit hörte wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle, denn sie glaubt, ihre Schwester und deren Mann, der Präsident, würden alles thun. Ach! im März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit. Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe, geniale Liebe, die ich dir nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es paßt nicht zu meinen Träumen. Wild bin ich ordentlich. Sieh! Gerade um diese Zeit 97, gerade da ich Herminen malte, und jetzt, da ich in den gedruckten Briefen an dich im Jänner mein künftiges Leben malen will, da kehret dieser Sturm zurück. Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein. Noch sonderbarer werde ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger stehen sollen als mein Glück und mein Grab. Ich meine, ich kann dir nicht sagen, mit welcher ernstest Berechnung auf meinen Titan das Geschick mich durch alle diese Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewisse Weiber führt. Jetzt kann ich ihn machen, indes ich früher manchen Fehler leichter dargestellt und begangen als gesehen hätte. Ach, ich suche im ausgeleerten Leben außer der liebenden, allväterlichen, mein Jodiz palingenisirenden Ruhe auch nichts weiter, als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe mich dann weg in die stille Höhle, wenn es mich gebraucht. Jene, der Berlepsch, Verhältnisse banden meine Augen und Hände zu, und ich versäumte vielleicht ein Herz, das mein gehörte. Soll ich immer so spielen und hoffen und ausschlagen und verfehlen? Solche Weiber wie die beiden verblenden gegen jede stille weibliche Luna. Ihre [Charlottens] Verwandten begegnen mir mit schöner Liebe, und ich kann ruhig vor ihnen stehen, weil mein obiges Nein eisern steht. Ich habe zu viele Ursachen dazu, diese Titanide ist viel leichter zu wenden wie die Berlepsch.“ Deutlicher konnte Jean

Paul sein Verhalten gegen Frau von Kalb nicht zeichnen. Er arbeitete damals am Titan, dieser großangelegten Faustidylle, in der die sich überschätzende und überbietende Menschenkraft samt der irdischen Hölle, die sie sich bereitet, vorgeführt wird. Zu Linda mußte ihm Charlotte sitzen. Die unvorsichtigen Äußerungen in seinen Briefen, wie: „Ich reiche dir die Hand über Zeit und Raum; es war eine Zeit, ehe ich dich kannte und liebte, die Ewigkeit beginnt für den Liebenden,“ oder: „Sie könnte niemand verdrängen als Sie. Sie bleiben meinem Herzen, was Sie waren. Solche Stunden wie unsre sind mit einem ewigen Feuer bezeichnet,“ oder: „Daß ich meine Lippen auf die Wunden deines Herzens legen werde. Sei still, liebe Seele! Werde ruhig und hoffend!“ sind nur Stilübungen. In Linda, der hohen, junionischen Gestalt mit dem vollen, blonden Haar und dem Schatten vor den großen, seelenvollen Augen ist Charlotte gemalt. Sie ist die Titanide, die keine andere Macht anerkennt als die der aus dem innersten Geistesgrunde aufsteigenden Idee, die sich kühn über die Launen des Schicksals hinwegsetzt und in der Kraft ihres „Felsenich“ selbst des Glaubens nicht bedarf. Er läßt sie ohne Schuld in Schuld geraten, dem dunkeln Verhängnisse verfallen und untergehen.

Durch Jean Pauls Zurückweisung wurde Charlotte in die tiefste Trauer hinabgestoßen, aber von ihrer Liebe zu dem Dichter wurde sie nicht getrennt. Möglich, daß sie noch lange hoffte, Jean Paul werde sie am Ende noch allen andern vorziehen, wahrscheinlicher indes, daß sie instinktmäßig in der Fortdauer ihrer Liebe einen Halt, eine Stütze suchte. Wieder ringt sie mit dem Wahnsinn, ihre nächsten Briefe enthalten die Ausrufungen einer Verzückten. Sie hört den Spott der Welt, aber sie verachtet die Welt. „Haß, Haß und das Hohnlachen der grinsenden Dhnmacht wird bald nachkommen. Verachten kann mich niemand, es ist ja der Kampf eines Geistes um dich und um deinen Geist.“ Mit Riesenkraft reißt sie sich noch einmal von dem geistigen Abgrunde zurück. Zunächst übt sie sich im Heroismus der Entfagung. Sie nimmt Amöne Herold aus Hof, die sie für die Stillverlobte Jean Pauls hält, zu sich. In einem der folgenden Briefe (vom 5. Januar 1799) teilt sie Jean Paul einen Traum mit, indem sie sich sieht, wie sie zu Gunsten Amönens auf den Geliebten verzichtet. Jean Paul könnte nichts Schöneres geschrieben haben. Man sieht, wie er auf sie, sie auf ihn eingewirkt hatte. Überhaupt ist ihre Beredsamkeit in dieser Zeit außerordentlich. „Ich lese in meinen Briefen — sagt sie —, ich mag schreiben, was ich will, nur die Worte: Halte meine Seele fest, dann will ich den Flug ins Unendliche wagen! Ich will nichts, aber dir will ich das Ölblatt und den Myrtenzweig bringen und Viole und Rosen um dein Haupt winden. Die Sorge soll entfliehen, und die Innigkeit soll jeden Augenblick des Lebens — er mag Namen haben, wie er will — mit gleichem Werte fassen, und dein Vertrauen, deine Erinnerungen sollen gleich einer Perlschnur seliger, bereichernder Ideen in meiner Seele verwahrt sein. Und nur du sollst

mich immer schöner dadurch geschmückt erblicken. Nenne mich nicht Titanide. Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne, Sonderbare. Schon bemerkst du die mächtigen Stürme der Seele, die an meinem Wesen vorübergingen. Gebiete ihnen zu schweigen und fasse jetzt auf ewig die nahe liebende Seele!" Jean Paul selbst war tief gerührt. „Es giebt — schreibt er am 6. Januar an Otto — nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe. Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädchen, man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zu letzterer.“ Nur sehr allmählich, während sich Jean Paul wieder in eine Frauenliebe und eine trügerische Verlobung stürzte, lösten sich die Liebesbekenntnisse, die sich aus Charlottens gequältem Herzen losrangen, in lautere Freundschaft auf. Aber das Ungraziöse und Harte, welches schon Schillers Braut und Jean Paul bei seiner ersten Bekanntschaft aufgefallen war, nahm sichtlich zu: ein nervöses Lachen, welches oft die ernsteste Rede unterbrach, unzarte Äußerungen über sittliche Dinge, die ihr selbst heilig waren, ein ausdringliches Hasten und Sagen nach Erwerbquellen der allgewöhnlichsten Art und andres mehr, das in ihrer äußern Erscheinung haftete. Wir dürfen sie uns vorstellen, wie Jean Paul sie seinem Freunde Otto bereits am 12. Juni 1796 schildert: „Sie ist stark, voll, auch das Gesicht. Drei Viertel Zeit brachte sie mit Lachen hin — dessen Hälfte aber nur Nervenschwäche ist — und ein Viertel mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugefunkenen Augenlider himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselweise verhüllen und entblößen. Sie sind ein sonderbarer Mensch, das sagte sie mir dreißigmal.“

Den Sommer 1799 brachte Charlotte mit ihrem Manne zum größern Teile in Kalbsrieth zu, dann kehrte sie zurück, um Weimar für immer zu verlassen. Sie wandte sich zunächst nach Waltershausen bei Meiningen, ihrem Geburtsorte, immer noch in der Hoffnung, daß wenigstens das Stammgut aus der Schuldenmasse gerettet werden könnte. Jean Paul blieb noch in Weimar, wechselte aber bald darauf häufig seinen Wohnort, bis er sich verheiratete und in Bayreuth eine Heimat fand. Charlotte blieb immer mit ihm in Briefwechsel, sah ihn auch einigemale und brachte seiner Familie ihre herzlichste Teilnahme entgegen. Ihr letzter Brief an ihn ist vom August 1817, mit seiner Frau stand sie noch bis 1821 im Briefwechsel.\*) Sie suchte bei dem Freunde Erhebung des Geistes und nicht selten auch Rat und Hilfe in materiellen Dingen. Jean Paul befriedigte die unermüdbliche Freundin, so gut er konnte. Im April 1805 bittet er Jacobi, der Frau von Kalb einen Besuch zu machen, und fährt fort: „Sie war eine innige Freundin Herders, Goethes, Schillers u. s. w., ihr

\*) Ihre Briefe sind vollständig erhalten und gedruckt in dem Buche von Paul Merklisch: Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Die seinigen sind bis auf wenige aus der ersten Zeit verschwunden, wahrscheinlich vernichtet worden.

Außeres verschließt mit rauher Eichenrinde einen zarten Blüthengeist. Sie hat mehr auf meine Bildung eingegriffen, als alle übrigen Weiber zusammen.“ Als Jacobi sich mit der seltsamen Frau nicht befreunden konnte, schrieb er ihm im Dezember desselben Jahres: „Du alter Weltmann und Weltweiser, du warst imstande, in der rohen, krustigen, erdscholligen Außenseite [nämlich der moralischen, nicht der bloßen körperlichen] doch die schöne, auch von Herder und Goethe so geachtete Drea de zu verkennen, die im Berge wohnt, genannt Frau von Kalb?“ Während ist es, wie er am 7. April 1820 sich für sie bei dem Oberjustizrat Hornthal in Würzburg verwendet: „Ew. zc. verzeihen mir, daß ich eine vieljährige, geistvolle und leidende Freundin an Ihren Richterstuhl geleite. Ihr ganzes Leben war ein quälendes Durchdrängen durch den verwachsenen Wald eines Prozesses. Noch ist sie im Dickicht der Justiz, und wenn es sich endlich lichten sollte, wird sie Gerechtigkeit und — Grab zugleich vor sich haben. Aber sie arbeitet für ihre Kinder, nicht für ihren kurzen Wintertag des Lebens.“ Zuweilen freilich verlor auch er die Geduld, wenn die arme Bedrängte ihn mit abenteuerlichen Plänen bestürmte, an deren Verwirklichung er mithelfen sollte. So schreibt er im September 1809 an einen Freund: „Die tolle Bittschrift an die Berliner würde ich nicht schreiben, welche ohnehin, da ich nicht da wohne, zu viel Anmaßung meines Namens voraussetzte. Aber vollends an Deutschland? Was geht sie Deutschland an? Müßt' ich mich nicht schämen, es zu bekennen, daß ich für eine Person, welche als Adliche noch immer Hilfsquellen haben muß, welche selber ökonomisch oft mit Phantasterei und Leichtsinne handelte und deren Leiden doch z. B. gegen die Leiden eines Hausvaters mit Familie ein kleines ist, ganz Deutschland aufgerufen?“

Über Charlottens Ausgang ist nur wenig zu sagen. Im Juli 1804 verließ sie Waltershausen und siedelte mit den Kindern nach Berlin über. Der Prozeß wegen der Ostheim'schen Lehensgüter dauerte fort, ohne daß ein Ende abzusehen war, alle ihre Besitzungen waren tief verschuldet. Doch hatte sie im Jahre 1805 noch 1200 Reichsthaler jährliche Einkünfte. Ihr Mann folgte ihr nicht nach, er blieb in Franken zurück, da er immer noch auf eine Anstellung im bayerischen Militärdienste hoffte. Charlotte war ganz auf sich angewiesen. Schon seit dem Jahre 1800 trug sie sich mit dem Gedanken, ein Erziehungs-institut für die Töchter aus vornehmen Familien zu gründen. Sie legte Schiller ihren Plan vor, aber dieser riet ihr entschieden ab. „Sie sind — schrieb er ihr — wenn ich es kurz sagen soll, viel zu individuell gebildet, und diese Beschäftigung verlangt gerade das Gegenteil, eine ganz allgemeine generische Form.“ Auch Jean Paul, dem sie noch 1806 ihre pädagogischen Ansichten entwickelte, zeigte sich sehr ungläubig. „Geben Sie sich keine lange Mühe mit dem Abstraten des Erziehens — schrieb er bereits im August 1800 an Herders Gattin —, die Zöglinge werden fehlen.“ In Berlin trat sie Fichte näher, den sie schon in Jena kennen gelernt hatte. So wenig sie mit seiner Kritik der geoffenbarten

Religion einverstanden war, so sehr fühlte sie sich zu seinem Idealismus hingezogen. Sie lebte schon lange im Ich, brachte seiner Philosophie also von vornherein das beste Verständnis entgegen. Fichte verkehrte gern und oft mit ihr; was er theoretisch verarbeitete, sah er in ihr verkörpert. Freilich wurde sie durch widrige äußere Verhältnisse immer wieder aus ihrer Höhe zur kalten, harten Erde herabgezogen. Im Jahre 1806 war der Zusammensturz ihres Vermögens eine Thatfache, die Einkünfte blieben aus, und der Prozeß verlor sich im Staube der Aktenbündel. Ihr Mann, der alle seine Hoffnungen schwinden sah, machte in München seinem elenden Leben durch einen Schuß ein Ende. „Er, der ein so bitteres Los finden mußte durch mich!“ schrieb sie an Jean Paul. Gewiß war sie nicht schuldlos an der Zerrissenheit und dem Unglücke ihrer Familie. Dem Manne war sie nichts gewesen, hatte ihm nichts sein wollen, und haushälterisch vermochte die geniale Idealistin auch nicht zu sein. Aber sie verlor den Mut nicht. „Wer nur die Wahrheit seiner äußerlichen Verhältnisse einzieht, kann sich erst darnach einrichten,“ sagt sie in einem Briefe an Jean Paul, „und hier — fährt sie fort — achtet keiner auf die äußere Beschränkung.“ Nach allen Seiten schaut sie aus, um Unterstützung zu finden, der König von Baiern, der Fürst-Primas Dalberg, selbst eine reiche Oberforstmeistersfrau bei Kalbsrieth sollten gewonnen werden, Jean Paul soll vermitteln, er muß viel anhören.

Im Jahre 1809 öffnete sich endlich eine erfreuliche Aussicht. Ihre Hauptstütze im Unglück, ihre einzige Tochter Edda, wurde Hofdame der Prinzessin Wilhelm. Der ältere Sohn Fritz hatte sich der militärischen Laufbahn zugewendet, nur für den sechzehnjährigen August hatte sie noch zu sorgen. Durch einen kleinen Handel mit Modewaaren und Thee suchte sie etwas zu erwerben. Die Kriegsjahre 1812 und 1813 regten sie noch einmal innerlich auf. Ihre Söhne kämpften im preußischen Heere, ihre Tochter half der edeln Prinzessin im vaterländischen Frauenvereine. Ungefähr um diese Zeit starb ihr Schwager, der Präsident, der sie ins Unglück gestürzt hatte. Sie beklagte und verklagte ihn nicht. Unterdes wurde es immer dunkler vor ihren Augen, und 1821 erblindete sie ganz. Aber das Ayl, in dem sie die letzten Tage erwarten sollte, war ihr schon bereitet. Durch die Verwendung der Prinzessin Wilhelm erhielt sie eine abgelegene Wohnung im königlichen Schlosse. Hier traf sie der letzte schwere Schlag des Schicksals. Im Jahre 1825 erschöß sich ihr jüngster Sohn August in einer pommerschen Festung. Auch er scheint ein Opfer des furchtbaren Prozesses geworden zu sein, denn er hatte gehofft, den alten Stammsitz Waltershausen für sich retten zu können, es war ihm aber nicht gelungen. Am 12. Mai 1843 endete die zweiundachtzigjährige, im Feuer des Leidens gehärtete Frau ihr irdisches Dasein.

Charlotte von Kalb ist nicht wie die meisten Dichterefreundinnen der klassischen Zeit als Schriftstellerin aufgetreten. Die Formlosigkeit ihrer Ausdrucksweise

hinderte sie daran. Aber den Versuch hat sie gemacht. Im Sommer 1817 schreibt sie an Jean Paul, sie habe, durch die ökonomischen Verhältnisse gezwungen, ein kleines dialogisirtes Werkchen von zehn Bogen unter dem Titel: „Johannes, ein Traum, erweckt durch eine dämonische Sage,“ drucken lassen und in eignen Verlag genommen. „Der Gegenstand — fügt sie hinzu — betrifft eine Sache, die in diesen Jahren viel Sammer erregt hat, nämlich den Bucher. . . Meinen Namen habe ich nicht beiducken lassen, möchte ihn auch nicht bekannt haben.“ Die ganze Angelegenheit war ein totgeborenes Unternehmen. Nach ihrem Tode ließ ihre Tochter zwei Bändchen Erinnerungen drucken, welche ihr die Mutter diktiert hatte. Das erste Bändchen enthält die Memoiren, welche bis 1791 reichen, also hauptsächlich ihre Beziehungen zu Schiller in einer aphoristischen, idealisirenden, hie und da aber mit feinen Bemerkungen und zarten Schilderungen durchwebten Schreibweise darlegen; das zweite Bändchen enthält einen Roman „Cornelia,“ der in der mystischen, dem Klosterleben zugewandten Anschauungsweise ihrer Jugend wurzelt und in einem wirren Durcheinander von Episoden und Bekenntnissen manches Selbsterlebte enthält. Hier wie in ihrem Leben trifft das Urteil Herders zu, der als den Kern ihres Wesens eine gewaltige Einbildungskraft annimmt und sagt, diese habe ihr zwar eine ungewöhnliche Elastizität des Gemütes verliehen, sie aber gehindert, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, und sie ihr immer nur in schwankenden Bildern gezeigt.



## Deutsch-böhmische Briefe.

### 11. Die Königshofer Handschrift.



Die Deutschen hatten in ihrem Nibelungenliede, in der Gudrun und in den Dichtungen der Minnesänger wertvolle Denkmale ihrer literarischen Vergangenheit. Die Tschechen, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sich auf die ihrige zu besinnen anfangen, wobei sie von Deutschland her angeregt und ermuntert wurden, mußten auch etwas der Art haben, und siehe da, es währte nicht lange, so bekamen sie es.

Am 16. September 1817 entdeckte Wenzel Hanka im Gewölbe des Kirchturms zu Königshof eine Anzahl von Gedichten in altböhmischer Sprache. Nach